

Unverkäufliche Leseprobe des List Verlages

List

Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© List Verlag

Weitere Infos unter:
<http://www.list-verlag.de>

Arturo Pérez-Reverte

*Königin
des Südens*

Roman

Aus dem Spanischen
von Angelica Ammar

L i s t

*Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
La Reina del Sur
bei Alfaguara, Madrid*

List Verlag
List ist ein Verlag des Verlagshauses
Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG

ISBN: 3-471-77261-8

© 2002 by Arturo Pérez-Reverte
© 2003 by Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG
Alle Rechte vorbehalten.
Printed in Germany
Satz: Franzis print & media GmbH, München
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Als das Telefon klingelte, war ihr klar, dass sie in tödlicher Gefahr schwebte. Es war so eindeutig, dass sie mit der Rasierklinge in der Hand erstarrte; die Haare klebten ihr am Gesicht, im Dampf des heißen Wassers, das an den Fliesen heruntertropfte. Biep-biep. Sie blieb ganz ruhig und hielt den Atem an, als könnten ihre Regungslosigkeit oder ihr Stillsein den Lauf des bereits Geschehenen noch ändern. Biep-biep. Bis zur Taille saß sie im schaumigen Wasser der Badewanne, war gerade dabei, sich den rechten Unterschenkel zu rasieren; ihre freiliegenden Körperpartien bekamen eine Gänsehaut, als hätte sie den Kaltwasserhahn aufgedreht. Biep-biep. Aus der Stereoanlage im Schlafzimmer erklangen die *Tigres del Norte* mit ihren Geschichten von Camelia der Texanerin. Verrat und Schmutzgelei, hieß es dort gerade, vertragen sich nicht. Sie hatte immer befürchtet, dass diese Lieder schlechte Vorzeichen waren, und plötzlich verwandelten sie sich in finstere, bedrohliche Wirklichkeit. Der Güero hatte sich darüber lustig gemacht; aber diese Melodie gab ihr Recht und bereitete der Überlegenheit vom Güero ein Ende. Seiner Überlegenheit und noch einigem mehr. Biep-biep. Sie ließ den Rasierer fallen, stieg langsam aus der Badewanne und ging noch tropfend ins Schlafzimmer. Das Telefon lag auf dem Bett, klein, schwarz und unheilvoll. Sie blickte darauf, ohne es anzurühren. Biep-biep. Voller Entsetzen. Biep-biep. Biep-biep. Sein Klingeln ver-

mischte sich mit dem Liedtext, als gehörte es dazu. Denn Schmuggler, sangen die *Tigres*, kennen kein Pardon. Der Güero hatte dieselben Worte benutzt, lachend, wie es seine Art war, während er ihr den Nacken kraulte und mit dem Telefon über ihren Rock strich. Wenn es irgendwann einmal klingelt, heißt das, ich bin tot. Dann lauf los. So schnell du kannst, mein Kätzchen. Lauf, und bleib nicht stehen, denn ich werde nicht mehr da sein, um dir zu helfen. Und wenn du irgendwo lebendig ankommst, dann trink einen Tequila auf mich. Auf die guten alten Zeiten, meine Schöne. So verantwortungslos und so draufgängerisch war der Güero Dávila. Der Meister der Cessna. König der kurzen Pisten nannten ihn seine Freunde und auch Don Epifanio Vargas. Er konnte Kleinflugzeuge in dreihundert Metern in die Luft kriegen, mit Paketen voller Koks und Gras hinten drin, und in stockdunklen Nächten knapp über dem Wasser fliegen, hin und her über die Grenze, unbemerkt von den Radaren der Militärpolizei und den Geiern der amerikanischen Drogenbehörde. Und er konnte auf Messers Schneide leben, hinter dem Rücken der Bosse seine eigenen Trümpfe ausspielen. Aber er konnte auch verlieren.

Das Wasser rann an ihr herunter und bildete eine Pfütze zu ihren Füßen. Das Telefon klingelte immer noch. Sie wusste, es war nicht nötig, abzuheben und sich bestätigen zu lassen, dass den Güero sein Glück verlassen hatte. Das Klingeln allein musste genügen, um seine Anweisungen zu befolgen und wegzulaufen; aber man akzeptiert nicht so leicht, dass ein einfaches Klingeln das Leben so vollständig verändern können soll. Also griff sie schließlich nach dem Telefon, drückte auf die Taste und horchte.

»*Den Güero hat es erwischt, Teresa.*«

Sie erkannte die Stimme nicht. Der Güero hatte Freunde, einige davon auch treu, dem Ehrenkodex jener Zeit verpflichtet, in der sie Marihuana und Päckchen mit Schnee in Reifenfelgen über El Paso in die Vereinigten Staaten trans-

portiert hatten. Es konnte jeder von ihnen sein, vielleicht Neto Rosas oder Ramiro Vázquez. Sie erkannte den Anrufer nicht, aber das war völlig egal, denn die Botschaft war eindeutig. Den Güero hat es erwischt, wiederholte die Stimme. Sie haben ihn erledigt, zusammen mit seinem Vetter. Jetzt ist die Familie von seinem Vetter dran und dann du. Also lauf, so schnell du kannst. Lauf und bleib nicht stehen. Dann wurde das Gespräch unterbrochen, sie starrte auf ihre nassen Füße und merkte, dass sie vor Angst und Kälte zitterte; sie dachte, dass, wer auch immer der Übermittler gewesen sein mochte, er die Worte vom Güero wiederholt hatte. Sie sah den Typen vor sich, wie er in einer verqualmten Cantina über die Gläser hinweg aufmerksam nickte, ihm gegenüber der Güero, einen Joint rauchend, die Beine unterm Tisch über Kreuz, wie er immer dasaß, mit seinen spitzen Cowboystiefeln aus Schlangenleder, dem Tuch um den Hemdkragen, der Fliegerjacke über der Stuhllehne, den rasselkurzen blonden Haaren und dem schmalen, selbstsicheren Lächeln. Wenn sie mir das Genick brechen, wirst du das für mich tun, Kumpel. Du musst ihr sagen, sie soll laufen und bloß nicht stehen bleiben, weil sie ihr sonst auch den Hals umdrehen werden.

Plötzlich überkam sie eine Panik, die nichts mehr mit dem kalten Entsetzen zu tun hatte, das sie zunächst empfunden hatte. Jetzt brachen Ungewissheit und Wahnsinn über sie herein, entrissen ihr einen kurzen trockenen Schrei, während sie die Hände vors Gesicht schlug. Die Beine gaben unter ihr nach; sie setzte sich aufs Bett und sah sich um. Die weißgoldenen Streben des Kopffendes, an den Wänden die Bilder mit den romantischen Landschaften und Pärchen, die durch Sonnenuntergänge schlenderten, die kleinen Porzellanfiguren, die sie für die Konsole gesammelt hatte, um ihnen ein hübsches, behagliches Heim zu schaffen. Sie wusste, dass es schon jetzt kein Heim mehr war, dass es sich in wenigen Minuten in eine Falle verwandeln würde. Sie betrachtete sich im großen Spiegel des Wandschranks. Nackt, noch feucht,

zwischen den dunklen Haarsträhnen, die ihr am Gesicht klebten, ihre schwarzen Augen, weit aufgerissen, blank vor Entsetzen. Lauf und bleib nicht stehen, hatten sie gesagt, der Güero und die Stimme, die seine Worte wiederholt hatte. Dann lief sie los.

1. Ich fiel aus den Wolken, auf denen ich schwebte

Ich dachte immer, dass die mexikanischen Narcocorridos nur Lieder wären und der *Graf von Monte Christo* nur ein Roman. Das sagte ich zu Teresa Mendoza, als sie endlich zugestimmt hatte, mich umringt von Leibwächtern und Polizisten in dem Haus zu empfangen, das sie in der Colonia Chapultepec in Culiacán, Bundesstaat Sinaloa, bewohnte. Ich erwähnte Edmond Dantes und fragte sie, ob sie das Buch gelesen habe, woraufhin sie mich so lange schweigend ansah, dass ich fürchtete, unser Gespräch wäre damit beendet. Dann wandte sie sich dem Regen zu, der gegen die Fensterscheiben trommelte, und ich weiß nicht, ob es ein Schatten des grauen Lichts draußen oder ein versonnenes Lächeln war, das ihrem Mund einen eigenartig grausamen Zug verlieh.

»Ich lese nicht«, sagte sie.

Ich wusste, dass sie log, wie sie es in den vergangenen zwölf Jahren zweifellos unzählige Male getan hatte. Aber ich wollte nichts Unpassendes sagen, also wechselte ich das Thema. Ihr langer Irrweg wies Episoden auf, die mich wesentlich mehr interessierten als der Lesestoff der Frau, die ich endlich vor mir hatte, nachdem ich ihren Spuren acht Monate lang durch drei Kontinente gefolgt war. Die Wirklichkeit bleibt gewöhnlich hinter der Legende zurück; aber in meinem Beruf ist das Wort Enttäuschung immer relativ, da sowohl Wirklichkeit als auch Legende reines Arbeitsma-

terial darstellen. Das Problem besteht darin, dass man unmöglich Wochen und Monate systematisch von jemandem besessen sein kann, ohne sich selbst ein Bild der betreffenden Person zu machen, das natürlich so nicht stimmt. Ein Bild, das sich derart tief und eindringlich im Kopf einnistet, dass es später schwierig wird, oder vielleicht sogar unnötig, seine Grundzüge zu ändern. Außerdem sind wir Schriftsteller im Vorteil, unsere Leser übernehmen mit überraschender Leichtigkeit unseren Standpunkt. Deswegen wusste ich an jenem regnerischen Morgen in Culiacán, dass diese Frau für mich niemals die echte Teresa Mendoza sein würde, weil eine andere, die ich zum Teil selbst erschaffen hatte, sie längst überdeckte. Jene Teresa, deren unvollständige und widersprüchliche Geschichte ich rekonstruiert hatte, nachdem ich sie Stück für Stück denen entlockt hatte, die sie gekannt, gehasst oder geliebt hatten.

»Warum sind Sie hier?«, fragte sie.

»Mir fehlt eine Episode aus Ihrem Leben. Die wichtigste.«

»Na so was. Eine Episode also.«

»Genau.«

Sie hatte eine Schachtel Faros vom Tisch genommen und zündete sich mit einem billigen Plastikfeuerzeug eine Zigarette an, nach einer abwehrenden Geste zu dem Mann, der am anderen Ende des Zimmers saß und sich mit einer Hand in der linken Jackentasche beflissen erhob. Ein schon etwas älterer Typ, breit, dicklich, tiefschwarzes Haar und dichter mexikanischer Schnurrbart.

»Die wichtigste?«

Sie legte die Zigaretten und das Feuerzeug auf den Tisch zurück, in perfekter Symmetrie, ohne mir eine anzubieten. Was mir egal war, ich rauche nicht. Neben einem Aschenbecher lagen dort noch zwei weitere Schachteln und eine Pistole.

»Das muss sie auch sein«, fügte sie hinzu, »wenn Sie sich trauen, heute hierher zu kommen.«

Ich sah die Pistole an. Eine Schweizer Sig Sauer. Kaliber 9 mm Para, sechzehn Schuss. Und drei volle Magazine. Die goldenen Geschosspitzen waren dick wie Eicheln.

»Ja«, antwortete ich sanft. »Vor zwölf Jahren. Sinaloa.«

Wieder ein beredter Blick. Sie war über mich informiert, denn in ihrer Welt konnte man für Geld alles bekommen. Außerdem hatte ich ihr drei Wochen zuvor eine Kopie meines fast fertigen Manuskriptes geschickt. Das war der Köder. Das Empfehlungsschreiben, um es vervollständigen zu können.

»Warum sollte ich Ihnen das erzählen?«

»Weil ich viel Arbeit in Sie gesteckt habe.«

Sie betrachtete mich durch den Zigarettenrauch, mit gesenkten Lidern wie die indianischen Masken des Templo Mayor. Dann stand sie auf, ging zum Barmöbel und kam mit einer Flasche Herradura Reposado und zwei kleinen schmalen Gläsern, die die Mexikaner Caballitos nennen, zurück. Sie hatte eine dunkle bequeme Leinenhose an, eine schwarze Bluse und Sandaletten, und mir fiel auf, dass sie tatsächlich keinen Schmuck trug, weder Halskette noch Uhr, einzig ein paar schmale silberne Armreifen am rechten Handgelenk. Zwei Jahre zuvor – die Zeitungsausschnitte lagen in meinem Hotelzimmer – hatte die Zeitschrift *¡Hola!* sie in ihre Liste der zwanzig elegantesten Frauen Spaniens aufgenommen, während *El Mundo* fast zeitgleich über die letzten gerichtlichen Untersuchungen ihrer Geschäfte an der Costa del Sol und über ihre Verbindungen zum Drogenhandel berichtete. Auf dem Titelfoto konnte man sie hinter einem Autofenster erahnen, geschützt vor den Journalisten durch mehrere Leibwächter mit dunklen Sonnenbrillen. Einer von ihnen war der schnurrbärtige Dicke, der jetzt am anderen Ende des Raums saß und von weitem durch mich hindurchsah.

»Viel Arbeit«, wiederholte sie nachdenklich, während sie Tequila in die Gläser schenkte.

»So ist es.«

Sie trank stehend einen kleinen Schluck, ohne mich aus den Augen zu lassen. Sie war kleiner, als sie auf den Fotos oder im Fernsehen wirkte, aber ihre Bewegungen strahlten Ruhe und Sicherheit aus. Als würde jede Geste ganz selbstverständlich an die nächste anknüpfen und jede Improvisation, jedes Zweifeln ausschließen. Vielleicht kannte sie schon gar keine Zweifel mehr, kam mir plötzlich in den Sinn. Ich musste zugeben, dass sie für ihre fünfunddreißig Jahre recht attraktiv war. Vielleicht nicht mehr so sehr wie auf den jüngsten Fotos und auf denen, die ich hie und da bei Leuten gesehen hatte, die sie auf der anderen Atlantikseite gekannt hatten. Darunter war auch ihr Profil in Schwarz-Weiß auf einer alten Polizeiakte des Kommissariats von Algeciras gewesen. Und Videobänder, unscharfe Bilder, deren letzte Einstellungen stets brutale Gorillas zeigten, die gewaltsam die Kamera wegdrehten. Überall erschien sie so elegant wie jetzt, fast immer dunkel gekleidet und mit schwarzer Sonnenbrille, vor teuren Autos, in die sie ein- oder ausstieg, vom grobkörnigen Teleobjektiv verschwommen auf einer Terrasse in Marbella oder beim Sonnenbaden auf dem Deck einer großen schneeweißen Jacht aufgenommen – die Königin des Südens und ihre Legende. Gleichzeitig im Gesellschaftsteil und in den Nachrichten. Doch es gab noch ein anderes Foto, von dessen Existenz ich nichts wusste; erst als ich zwei Stunden später das Haus verlassen wollte, entschloss sich Teresa überraschend, es mir zu zeigen; ein verblasstes, hinten mit Tesafilm zusammengeklebtes Foto, das sie auf den Tisch legte, zwischen den vollen Aschenbecher, die Tequilaflasche, die sie alleine zu zwei Dritteln geleert hatte, und die Sig Sauer mit ihren drei Magazinen, die dort wie ein Vorzeichen – oder eher wie ein schicksalshafter Hinweis – auf das vorausdeutete, was in ebenjener Nacht geschehen sollte. Was dieses letzte, tatsächlich aber älteste Foto anging, so handelte es sich im Grunde nur um ein halbes Foto, da die ganze linke Hälfte fehlte; an sie erinnerte nur ein Män-

nerarm in einer Fliegerjacke, der auf den Schultern eines schlanken Mädchens mit dichtem schwarzem Haar und großen Augen lag. Das Mädchen war ungefähr Anfang zwanzig; sie trug knallenge Hosen und eine hässliche Jeansjacke mit Lammfellkragen und sah mit einem unentschlossenen Ausdruck in die Kamera, als wüsste sie nicht so recht, ob sie lächeln sollte oder nicht. Mir fiel auf, dass trotz der ordinären, übertriebenen Schminke der Blick der dunklen Pupillen unschuldig oder verletzlich war; das unterstrich die Jugendlichkeit des ovalen Gesichts, die Augen leicht mandelförmig, der Mund klar gezeichnet, die Nase von Spuren alten Indio-bluts geprägt, der Teint matt und das Kinn hochmütig nach oben gereckt. Dieses Mädchen war nicht schön, aber ungewöhnlich, dachte ich. Ihre Schönheit war unvollendet, fern, als sei sie über Generationen verwässert worden, bis nur noch vereinzelte Spuren eines früheren Glanzes übrig waren. Und dann diese gelassene oder vielleicht vertrauensselige Verletzlichkeit. Wäre mir die Person nicht so gut bekannt gewesen, hätte mich diese Verletzlichkeit gerührt. Nehme ich an.

»Ich erkenne Sie kaum wieder.«

Das stimmte, und so sagte ich es ihr. Die Bemerkung schien sie nicht zu verstimmen. Ohne eine Antwort betrachtete sie das auf dem Tisch liegende Foto, und so vergingen einige Minuten.

»Ich auch nicht«, sagte sie schließlich.

Dann steckte sie es wieder in ein ledernes Portemonnaie mit ihren Initialen, das sie in ihrer Tasche auf dem Sofa verstaute, und machte eine Geste in Richtung Tür.

»Ich glaube, das genügt jetzt«, sagte sie.

Sie sah sehr müde aus. Die lange Unterhaltung, die Zigaretten, die Flasche Tequila. Unter den Augen, die nur noch wenig mit denen des alten Fotos gemein hatten, lagen dunkle Schatten. Ich erhob mich, knöpfte mein Jackett zu, gab ihr die Hand – sie berührte sie kaum – und sah noch einmal auf

die Pistole. Der Dicke vom anderen Ende des Zimmers stand plötzlich neben mir, gleichgültig, bereit, mich hinauszuführen. Ich betrachtete gebannt seine herrlichen Stiefel aus Leguanleder, seinen über den breiten, mit gestickten Motiven verzierten Ledergürtel quellenden Bauch, die bedrohliche Wölbung unter seinem Sakko. Als er die Tür öffnete, stellte ich fest, dass seine Korpulenz trügerisch war und er nur die linke Hand benutzte. Es war unübersehbar, dass er sich die rechte als Arbeitswerkzeug aufhob.

»Ich hoffe, es geht gut aus«, sagte ich zu ihr.

Sie folgte meinem Blick auf die Pistole und nickte langsam, hatte aber nicht richtig zugehört. Sie war von ihren eigenen Gedanken eingenommen.

»Natürlich«, murmelte sie.

Dann ging ich hinaus. Das mit kugelsicheren Westen und Sturmgewehren ausgerüstete Sonderkommando, von dem ich bei meiner Ankunft eingehend durchsucht worden war, bewachte weiterhin Eingangshalle und Garten, neben dem runden Brunnen in der Einfahrt standen ein Militärwagen und zwei Harley Davidson der Polizei. Fünf oder sechs Journalisten und eine Fernsehkamera harrten unter Regenschirmen jenseits der hohen Mauern auf der Straße aus, von den um das Grundstück postierten Soldaten in Kampfuniform auf Abstand gehalten. Ich bog nach rechts und marschierte durch den Regen zu dem Taxi, das einen Block weiter an der Ecke zur Calle General Anaya auf mich wartete. Nun wusste ich alles, was ich wissen wollte, die letzten dunklen Winkel waren erhellt, und jedes Puzzleteil der Geschichte von Teresa Mendoza, ob wahr oder erfunden, war an seinem Platz; von jenem ersten Foto, oder halben Foto, bis hin zu der Frau, die mich mit einer Automatikpistole auf dem Tisch empfangen hatte. Fehlte nur noch die Auflösung; doch auch diese sollte ich in den nächsten Stunden erfahren. Ich musste mich nur hinsetzen und abwarten, genau wie sie.

Zwölf Jahre waren seit jenem Nachmittag in der Stadt Culiacán vergangen, an dem Teresa Mendoza weggerannt war. An jenem Tag, dem Beginn einer langen Reise, die sie schließlich wieder an den Ausgangspunkt zurückführen sollte, stürzte die überschaubare Welt, die sie im Schatten vom Güero Dávila errichtet glaubte, um sie herum ein – sie konnte das Krachen der herabfallenden Trümmer förmlich hören –, und plötzlich war sie verloren, in höchster Gefahr. Sie ließ vom Telefon ab und hetzte hin und her, öffnete ziellos Schubladen, blind vor Panik, suchte nach irgendeiner Tasche, in die sie das Notwendigste packen konnte, um die Flucht zu ergreifen. Sie wollte um ihren Kerl weinen, schreien, bis es ihr die Kehle zerbarst; aber das Entsetzen, das in Wellen in ihr hochschlug, lähmte ihr Denken und ihr Fühlen. Es war, als hätte sie einen Pilz aus Huautla gegessen oder starkes, Schmerzen verursachendes Gras geraucht und fände sich in einem fernen Körper wieder, über den sie keine Gewalt hatte. Und so stolperte sie, nachdem sie sich hastig und unbeholfen eine Jeans, ein T-Shirt und Schuhe angezogen hatte, die Treppe hinunter, immer noch feucht unter der Kleidung und mit nassen Haaren, in der Hand eine kleine Reisetasche mit den wenigen Dingen, die sie gerade noch irgendwie hineingestopft hatte: T-Shirts, eine Jeansjacke, Slips, Socken, einen Geldbeutel mit zweihundert Pesos und ihren Ausweis. Als Erstes werden sie zu unserem Haus kommen, hatte der Güero sie gewarnt. Sie werden kommen und schauen, was sich so finden lässt. Und es ist besser, sie finden nicht dich.

Auf der Straße angekommen, hielt sie inne, unentschlossen, mit der instinktiven Vorsicht eines gehetzten Tiers, das den Jäger und die Hunde wittert. Vor ihr erstreckte sich der komplexe urbane Lageplan eines feindlichen Gebietes. Colonia Las Quintas: breite Straßen, hübsche Einfamilienhäuser mit Bougainvilleen, vor denen große Autos parkten. Ein langer Weg von dem Elendsviertel Las Siete Gotas bis hier-

her, dachte sie. Und plötzlich sah sie selbst in der Apothekerin von gegenüber eine Gefahr, in dem Angestellten des kleinen Supermarktes an der Ecke, wo sie die letzten zwei Jahre ihre Einkäufe gemacht hatte, in dem Wachmann vor der Bank mit seiner blauen Uniform und dem umgehängten Repetiergewehr Kaliber 12 – demselben, der sie jedes Mal, wenn sie vorbeiging, mit einem Lächeln bezirzte –, alle schienen ihr plötzlich aufzulauern. Du wirst keine Freunde mehr haben, hatte der Güero gesagt, mit diesem unverschämten Lächeln, das sie manchmal liebte und dann wieder aus tiefer Seele hasste. Ab dem Tag, an dem das Telefon klingelt und du losläufst, wirst du alleine sein, mein Kätzchen. Und ich werde dir nicht mehr helfen können.

Sie presste die Tasche Schutz suchend gegen ihren Bauch und marschierte mit gesenktem Kopf den Gehsteig entlang, sah niemanden mehr an und zwang sich, nicht unwillkürlich ihre Schritte zu beschleunigen. Am Horizont ging die Sonne langsam unter, über dem Pazifik, der vierzig Kilometer westlich lag, bei Altata, und die Palmen, Pingüicas und Mangobäume zeichneten sich gegen den Himmel ab, der bald in das für den Sonnenuntergang in Culiacán charakteristische Orange getaucht sein würde. In ihren Ohren pochte es; ein dumpfes, monotones Klopfen, das die Verkehrsgeräusche und das Klappern ihrer Absätze übertönte. Wenn jemand sie in diesem Augenblick gerufen hätte, wäre sie nicht imstande gewesen, ihren Namen zu hören; vielleicht hätte sie nicht einmal das Knallen eines Schusses gehört. Des für sie bestimmten Schusses. Sie war so auf ihn gefasst, dass ihr von der Anspannung und dem Bemühen, den Kopf gesenkt zu halten, Rücken und Nieren schmerzten. Die Situation. Unzählige Male hatte sie die Theorie der Katastrophe gehört, im Spaß und im Ernst, bei Drinks und Zigarettenrauch, sie war ihr eingepreßt wie einem Rind das Brandzeichen. In diesem Geschäft, hatte der Güero gesagt, muss man Die Situation erkennen können. Es kann jemand sein, der auf dich zu-

kommt und dich begrüßt. Vielleicht kennst du ihn, und er lächelt dich an. Freundlich. Zuckersüß. Aber irgendwas kommt dir komisch vor, du hast so ein unbestimmtes Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmt. Und einen Augenblick später bist du ein toter Mann – dabei sah der Güero zu Teresa, zielte mit dem Zeigefinger auf sie wie mit einer Pistole, unter dem Gelächter der Freunde. Oder eine tote Frau. Obwohl das immer noch besser ist, als lebendig in die Wüste mitgenommen zu werden, wo sie dir mit einem Schweißbrenner und viel Geduld Fragen stellen. Denn das Schlimme an den Fragen ist nicht, dass du die Antworten kennst – dann wäre die Erlösung nah –, sondern dass du sie eben nicht kennst. Das ist der Punkt, wie schon Cantinflas sagte. Das Problem. Keine leichte Sache, den Typen am Schweißbrenner davon zu überzeugen, dass du nicht weißt, was du seiner Meinung nach sehr wohl weißt und was er auch gerne wissen würde.

Verflucht. Sie hoffte, dass der Güero schnell gestorben war. Dass sie ihn mit der Cessna und allem Drum und Dran abgeschossen hatten, als Haifischfutter, statt ihn mit in die Wüste zu nehmen und ihm Fragen zu stellen. Die Fragen der Bundespolizei und der DEA brachten einen normalerweise ins Gefängnis von Almoloya oder Tucson. Bei denen konnte man verhandeln, sich einigen. Zeuge unter Polizeischutz werden oder mildere Haftbedingungen bekommen, wenn man seine Trümpfe gut einsetzte. Aber so weit gingen die Spielchen vom Güero nie. Er war weder ein Denunziant noch ein Spitzel. Er hatte die anderen nur ein bisschen hintergangen, weniger um des Geldes als um des Nervenkitzels willen. Wir aus San Antonio, brüstete er sich, spielen gerne mit dem Feuer. Diesen Typen eins auszuwischen war für ihn ein Spaß; und er lachte sich heimlich ins Fäustchen, wenn sie ihm ihre Anweisungen gaben, flieg von da nach da, Freundchen, halt dich nicht zu lange auf, und ihn für einen billigen Handlanger hielten, herablassend raschelnde Dol-

larbündel auf den Tisch warfen, wenn er von seinen Flügen zurückkam, mit denen die Bosse jedes Mal einen Haufen Kohle verdienten, während er Kopf und Kragen riskierte. Das Problem war nur, dass es dem Güero nicht genügte, gewisse Dinge zu tun, er musste sie auch erzählen. Er war ein Großmaul. Was bringt es, die heißeste Braut aufzureißen, wenn du es den Jungs nicht erzählen kannst. Und wenn etwas schief läuft, kriegst du eben deinen eigenen Narcocorrido von den Tigres oder den Tucanes de Tijuana, den singen sie dann in den Cantinas und Autoradios. Bah. Dann bist du Legende, Kumpel. Oft war es ihr kalt den Rücken heruntergelaufen, wenn sie in einer Bar, auf einem Fest, zwischen zwei Tänzen im Salón Morocco mit weiß bestäubter Nase an seiner Schulter kauerte und hörte, wie er mit einem Pacifico-Bier in der Hand seinen Freunden Dinge anvertraute, die jeder vernünftige Mensch schön für sich behalten hätte. Teresa hatte keine Ausbildung gehabt, sie hatte überhaupt nie etwas außer dem Güero gehabt; aber sie wusste, dass man wahre Freunde daran erkennt, dass sie dich im Krankenhaus, im Gefängnis oder auf dem Friedhof besuchen. Was bedeutete, dass Freunde so lange Freunde waren, bis sie aufhörten, es zu sein.

Sie legte drei Blöcke zurück, ohne sich umzuschauen. Bloß nicht. Ihre Absätze waren zu hoch, sie würde umknicksen, sollte sie plötzlich losrennen müssen. Sie zog die Schuhe aus, steckte sie in die Tasche, bog barfuß an der nächsten Ecke nach rechts und ging weiter, bis sie auf die Calle Juárez stieß. Dort blieb sie vor einer Cafeteria stehen, um zu sehen, ob man ihr folgte. Ihr fiel nichts auf, das auf eine Gefahr hingedeutet hätte; also drückte sie, um kurz nachzudenken und ihr rasendes Herz zu beruhigen, die Tür auf und setzte sich an einen der hinteren Tische, mit dem Rücken zur Wand und dem Blick zur Straße. Um Die Situation zu situieren, wie der Güero mit seiner ewigen Wortspielerei es ausgedrückt hätte. Oder um es zumindest zu versuchen. Das nasse Haar fiel ihr

ins Gesicht; sie strich es nur einmal weg, dann sagte sie sich, dass es besser sei, wenn es sie etwas verdeckte. Man servierte ihr einen Kaktusssaft, und sie blieb eine Weile reglos sitzen, zu keinem zusammenhängenden Gedanken fähig, bis sie den Drang verspürte zu rauchen und merkte, dass sie bei ihrem überstürzten Aufbruch vergessen hatte, die Zigaretten einzustecken. Sie bat die Kellnerin um eine, ließ sie sich auch von ihr anzünden, ohne den irritierten Blick auf ihre nackten Füße zu beachten; dann rauchte sie still vor sich hin und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen. So ging es schon besser. Der Rauch in ihren Lungen ließ sie etwas ruhiger werden; zumindest ruhig genug, um die Situation unter praktischen Gesichtspunkten zu analysieren. Sie musste zu der anderen Wohnung gelangen, der sicheren, bevor die Hyänen sie fänden und sie ungewollt zu einer Nebenfigur in einem dieser Narcocorridos werden würde, als deren Held sich der Güero so gerne gesehen hätte, von den Tigres oder den Tucanes für ihn geschrieben. Dort waren das Geld und die Papiere, und ohne das würde sie nirgends hinkommen, da könnte sie noch so sehr laufen. Dort war auch das Notizbuch vom Güero, mit Telefonnummern, Adressen, Notizen, Kontakten, Connections in Niederkalifornien, Chihuahua und Cohahuila, Freunde und Feinde – es war nicht immer leicht, die einen von den anderen zu unterscheiden – in Kolumbien, Guatemala, Honduras und zu beiden Seiten des Rio Bravo: El Paso, Juárez, San Antonio. Das verbrennst du oder versteckst es, hatte er zu ihr gesagt. Beachte es gar nicht, mein Kätzchen, zu deinem eigenen Besten. Wirf nicht mal einen Blick hinein. Nur wenn du richtig in der Patsche steckst, tausch es bei Don Epifanio Vargas gegen deinen Kopf ein. Kapiert? Schwör mir, dass du um nichts auf der Welt dieses Notizbuch aufschlägst. Schwör es bei Gott und der Jungfrau. Komm her. Schwör es bei dem, was du da in der Hand hast.

Ihr blieb nicht viel Zeit. Auch ihre Uhr hatte sie vergessen,

aber sie konnte sehen, dass der Nachmittag sich dem Ende zuneigte. Die Straße schien ruhig: normaler Verkehr, Passanten, niemand, der in der Nähe herumstand. Sie zog die Schuhe an, legte zehn Pesos auf den Tisch und stand langsam auf, ihre Tasche in der Hand. Sie wagte nicht, ihr Gesicht beim Hinausgehen im Spiegel anzusehen. An der Straßenecke verkaufte ein Junge Erfrischungsgetränke, Zigaretten und Zeitungen auf einem Karton mit der Aufschrift Samsung. Sie erstand eine Packung Faros und eine Schachtel Streichhölzer, sah sich dabei aus den Augenwinkeln um und ging dann betont langsam weiter. Die Situation. Ein geparktes Auto, ein Polizist, ein Straßenfeger ließen sie zusammensucken. Ihr Rücken war verspannt und schmerzte, sie hatte einen schalen Geschmack im Mund. Erneut behinderten sie ihre Abätze. Der Güero hätte sich schiefgelacht, dachte sie, wenn er sie so gesehen hätte. Und in ihrem Innersten verfluchte sie ihn dafür. Na, was ist jetzt aus deinem Lachen geworden, wo es dir die Suppe verhagelt hat? Und aus deiner Arroganz, du Supertyp, du fandest dich doch immer so toll? Vor einem Tacosrestaurant stieg ihr Fleischgeruch in die Nase, und der schale Geschmack in ihrem Mund wurde plötzlich so übermächtig, dass sie stehen bleiben musste und hastig in einen Hauseingang trat, wo sie einen Schwall Kaktusssaft erbrach.

Ich kannte Culiacán. Ich war dort bereits vor dem Interview mit Teresa Mendoza gewesen, ganz am Anfang, als ich mit den Recherchen zu ihrer Geschichte gerade begonnen hatte und sie noch nicht mehr als eine schwach umrissene Herausforderung in Gestalt von ein paar Fotos und Zeitungsausschnitten war. Später, am Ende, kehrte ich noch einmal zurück und kam endlich in den Besitz der Informationen, die ich noch brauchte: Fakten, Namen, Orte. So kann ich jetzt alles ordnen, und die einzigen Lücken werden die unvermeidlichen oder vielleicht angebrachten sein. Ich sollte nicht verschweigen, dass alles vor einiger Zeit bei ei-

nem Mittagessen mit René Delgado, dem Direktor der Zeitung *Reforma*, in Mexiko Stadt seinen Anfang nahm. Mit René verbindet mich eine alte Freundschaft, wir kennen uns, seit wir als junge Journalisten in Managua ein Zimmer im Hotel Intercontinental geteilt haben, während des Kriegs gegen Somoza. Immer, wenn ich nach Mexiko komme, treffen wir uns und sprechen über Erinnerungen, Falten und weiße Haare. Und bei jener bewussten Gelegenheit im San Angel Inn schlug er mir das Thema vor, während wir Escamoles und Hühnertacos aßen.

»Du bist Spanier, du hast dort gute Kontakte. Schreib für uns eine große Reportage über sie.«

Ich schüttelte den Kopf und versuchte gleichzeitig, den Inhalt des Tacos nicht über mein ganzes Kinn zu verteilen.

»Ich bin kein Journalist mehr. Inzwischen erfinde ich alles selbst, und mein unterstes Limit sind vierhundert Seiten.«

»Dann mach es auf deine Art«, beharrte René. »Meinetwegen eine verfluchte literarische Reportage.«

Ich beendete meinen Kampf mit dem Taco, und wir diskutierten Pro und Contra. Ich zögerte, bis der Kaffee und zwei Don Julian N° 1 kamen, René wollte gerade schon damit drohen, eine Gruppe Mariachis zu rufen. Aber der Schuss ging nach hinten los: Die Reportage für *Reforma* verwandelte sich schließlich in ein eigenes literarisches Unterfangen, doch das nahm mein Freund mir nicht übel. Im Gegenteil, am nächsten Tag stellte er mir seine wertvollsten Kontakte an der Pazifikküste und bei der Bundespolizei für meine Nachforschungen über die im Dunkeln liegenden Jahre zur Verfügung. Die Etappe im Leben von Teresa Mendoza, von der man in Spanien nichts wusste und die selbst in Mexiko kaum bekannt war.

»Dann bringen wir eben eine Rezension von dem Buch«, sagte er, »du alter Halunke.«